

Auf Rettungsmission

Drohendes Fischsterben Es ist viel zu trocken, das Wasser fast überall zu warm – Tausende Fische drohen zu verenden. In vielen Bächen läuft ein Rennen gegen die Zeit.

Cedric Fröhlich

«Da vorn», sagt Ueli Gutmann, und Christian Rolli schickt noch einmal Strom durch den Bach. Der Fisch erstarrt, treibt ins Netz. Der Fisch erstarrt, treibt ins Netz, erwacht im Kessel. Bachforelle Nummer 293 ist die letzte, die Gutmann und Rolli an diesem Vormittag in Sicherheit bringen; stundenlang haben sich die Männer die Müsche entlanggearbeitet. Der Himmel über ihnen ist düster geworden, aber Regen fällt immer noch keiner.

Gurzelen, Ende Juli. Die Stockhornkette ist hier ganz nah. Was von der Müsche noch übrig ist, fliesst zwischen Feldern und durch kleine Wälder. Am Nebenarm der Gürbe findet eine Rettungsaktion statt, wie sie sich gerade überall im Land abspielt.

An ihrem Ursprung stehen Hitze und Trockenheit, der Klimawandel und ein kleines Ökosystem, das einfach verschwindet. In Gewässern wie der Müsche kämpfen Fische einen Toteskampf. Ihnen geht das Wasser aus. Und was noch übrig ist, heizt sich gnadenlos auf.

Äsche und Forelle ertragen die hohen Wassertemperaturen besonders schlecht. Ab 20 Grad Celsius kriegen sie kaum noch Sauerstoff. Ab 22 rast ihr Herz. Ab 25 gerinnt das Eiweiss in ihren Zellen. «Für die Tiere stehen die Zeichen auf Tragödie», warnte der nationale Fischereiverband schon vor Wochen. Menschen wie Rolli und Gutmann versuchen, eine solche zu verhindern. Es ist ein Rennen gegen Zeit und Witterung.

Der Bach wird geräumt

Rückblende. Es ist 9.37 Uhr. 23 Grad misst Christian Rolli im Wasser. Er trägt blaue Gummihandschuhe, eine Batterie am Rücken und einen kleinen Generator an der Brust. «Hier wäre bald Feierabend», sagt er. «Gut, sind wir gekommen.» Rolli – Fischereiaufseher, Kreis 3, Berner Mittelland – tastet sich seit dem frühen Morgen durch den Bach, wie ein Schatzsucher.

Das elektrische Fanggerät in seiner Rechten surrt. Es erzeugt eine Stromspannung im Wasser zu seinen Füßen und macht die Fische für kurze Zeit bewegungsunfähig. Dann treiben sie unter Steinen und Wurzeln hervor, hinein ins Netz in Rollis Linker.

Die Fischereiaufsicht hat am Bach ihre letzte Karte gespielt: Das Gewässer wird geräumt. Bis Ende Juli fanden auf dem Kantonsgebiet 108 solcher Notabfischungen statt. 13'000 Fische wurden schon umgesiedelt, 33 Gewässerkilometer abgesucht. Röthenbach, Fambach, Flühbach, Moosbach, Schwandbach, Amletenbach – es sind die Schauplätze eines viel zu heissen und viel zu trockenen Jahres.

«Tun, was wir können»

Die Fischereiaufsicht ist das Pendant zur Wildhut. Wer für sie unterwegs ist, bewahrt Lebensräume wie die Müsche, kontrolliert hie und da Fischerpatente, ist aber in erster Linie Beobachter. Vier Jahre macht Christian Rolli den Job nun. Angefangen hat er 2018, auch so ein Extremjahr.

Damals wurden im Kanton 171 Gewässer notfallmässig abge-



Fischereiaufseher Christian Rolli tastet sich durch das Bachbett der Müsche. Er sucht im Rinnsal nach jungen Bachforellen. Fotos: Christian Pfander



Die Fische werden mit einem elektrischen Fanggerät (links) kurzzeitig betäubt.



«So habe ich den Bach noch nie erlebt», sagt Ernst Liniger. Er hilft der Fischereiaufsicht freiwillig bei der Rettungsaktion in der Müsche.

fischt, 72 Kilometer Fließgewässer geräumt, 41'000 Fische gerettet. «Ins kalte Wasser» sei er damals geworfen worden, sagt Rolli. Er habe viel gelernt.

Die Sommer 2018 und 2022, sie passen in ein grösseres Ganzes. Gemäss einer Studie der ETH Zürich und von Meteo Schweiz ist das Land in den letzten 40 Jahren deutlich trockener geworden. Die Kadenz von Sommerdürren hat auch im Alpenraum messbar zugenommen. Dürren, die es nötig machen, dass Christian Rolli mit seinem Fanggerät innert zweier Tage vier Bäche leer räumen muss.

Der Kanton Bern wird von Hunderten Gräben, Bächen und Flüssen durchzogen, einem Netz, das eine Gesamtlänge von rund 9000 Kilometern aufweist. Fischereiaufsicht und -vereine haben einen Grossteil davon zwar im Blick, sie können aber nicht überall sein. Er recht nicht jetzt, da sich die Situation mit jedem weiteren Tag ohne Regen zuspitzt.

«Wir tun einfach, was wir können», sagt Christian Rolli. Ein Stück weit müsse man der Natur auch ihren Lauf lassen – Fische sterben auch in «normalen» Sommern. «Ich bin da emotions-

loser als vielleicht andere.» Es trifft ihn trotzdem, zusehen zu müssen, wie «quasi ein ganzer Lebensraum kaputtgeht».

Fatalismus im Rinnsal

Ueli Gutmann trägt Schnauz, hat weisses Haar, und er grübelt. Gutmann ist seit 1997 bei der Fischereiaufsicht. Er leitet die kantonale Zuchtstation in Reutigen ob Spiez, wo er Tiere für Bäche wie die Müsche züchtet. Später stabilisieren diese Fische die Bestände in der freien Wildbahn. Jetzt stapft der Mann neben Rolli durchs Bachbett, trägt den weissen Kessel mit den Überlebenden und sagt: «Wenn einem ein Bach wortwörtlich unter den Füßen wegsickert, dann wird man ein Stück weit fatalistisch.»

In der Müsche wachsen die Bachforellen heran, bis sie gross genug sind für die Gürbe. Versiegen solche Kinderstuben, dann hat das auf Jahre hinaus Konsequenzen. Auf weitaus grössere Ökosysteme, auf Flüsse wie die Aare und die Gürbe.

Auf Dürre folgt Hochwasser folgt wieder Dürre. Die Wetterextreme sind eine direkte Folge des menschgemachten Klimawandels. Das Ringen mit diesen Veränderungen ist laut Gutmann

ein «Kampf gegen Windmühlen». Gutmann und Rolli werden die Bachforellen am Nachmittag in einen kleineren, deutlich kühleren Bach zwei Dörfer weiter bringen. Auf einem Kleinlaster stehen zwei blaue Tanks, in denen sie die Fische transportieren. «Relativ viele werden dennoch sterben», so Gutmann. Denn die kleinsten Fische werden sie nicht fangen können. «Bei jeder Notabfischung erwischen wir nur etwa 70 Prozent des Bestands.»

«Kaum mehr als ein Cocifläschli», sagt Daniel Bernet, den

Die Müsche, ein Bach trocknet aus



Grafik: niz

Blick fest auf den Bach gerichtet. Er schätzt: «Keine drei Deziliter pro Sekunde.» Bernet ist Doktor der Biologie und stellvertretender Fischereinspektor des Kantons Bern, ein durch und durch nüchterner Mann, der jetzt aber von «katastrophalen Zuständen» spricht. Einem «Drama». Und vom «Bauchweh», das ihm die Entwicklung mache.

Emmental trifft es hart

Bernet ist an diesem Morgen an die Müsche gefahren, um die Fischereiaufsicht zu unterstützen. Er hat diese Szenarien längst kommen sehen. Bereits im März trockneten die ersten Bäche im Oberland ab. Das verheisst für gewöhnlich nichts Gutes. Und dann kam es noch schlimmer. Als Erstes und am härtesten traf es das Emmental. Dann brannte es plötzlich überall.

Sogar an der Müsche.

Hier sollte es eigentlich gar nicht brennen. Ja, in vielerlei Hinsicht ist die Müsche gar ein Gewässer, das man für vorbereitet halten kann. Vorbereitet auf das, was noch folgen könnte. Zumindest hier oben in Gurzelen ist sie ein natürlicher Bach. Mit unterspülten Ufern, voller Unebenheiten, da ihr Bett

keinem betonierten Kanal folgt. Bäume und Sträucher werfen Schatten, halten so zumindest in einigen Pfützen, die übrig geblieben sind, die Temperaturen auf einem nicht tödlichen Niveau.

Noch bedroht die Trockenheit die grössten aquatischen Lebensräume im Kanton, die Seen und Flüsse, nur bedingt. Noch sind es dort vor allem die hohen Temperaturen und nicht unbedingt das fehlende Wasser, das den Fischen zu schaffen macht. Nur, auch das könnte sich in einer nicht allzu fernen Zukunft ändern. Die Emme fiel stellenweise bereits im Juni trocken, Gürbe, Fallbach, auch andere der grösseren Flüsse führen kaum noch Wasser. Bernet: «Alles ist gnadenlos am Limit.»

«Bis jetzt haben wir nicht dieselbe Sterblichkeit in den grossen Systemen», sagt er und meint damit: im Vergleich etwa zum Rhein. Die grossen Gewässer im Kanton Bern sind grundsätzlich Teil eines von Gletschern und Schnee gespeisten Systems. Das heisst, sie werden auf die eine oder andere Weise durch sehr kaltes Schmelzwasser gespeist, praktisch den ganzen Sommer über. Mit der zunehmenden Gletscherschmelze und den geringeren Schneefällen droht indes auch diese natürliche Klimaanlage auszufallen. Bernet: «Sobald wir die Gletscher ganz verloren haben, sind auch in der Aare 25 Grad möglich.»

Das «Notabfischungskonzept», ein Papier, verfasst als Reaktion auf die immer häufigeren Rettungsaktionen an Berner Bächen, rechnet längst mit diesem Szenario: «Durch die Abnahme der Schneereserven in den Alpen dürften vermehrt Fließgewässer austrocknen, die heute durch Schmelzwasser gespeist werden», steht da.

Warten auf den Regen

Rolli und Gutmann sind fast fertig. Der Kübel wechselt noch einmal die Hände. Ernst Liniger vom Fischereiverband Gürbetal ist als Freiwilliger gekommen. Er fischt die Bachforellen, ein paar junge Hechte und Krebse mit einem Sieb aus dem weissen Kessel. Lässt sie in die blauen Tanks auf dem kleinen Laster plumpsen. Er führt seit dem Morgen Buch, zählt dann jeweils flüsternd mit: «... 64, 65, 66 ...»

Liniger ist pensioniert, ein altgedienter Fischer, aus der Region. Er sagt: «In 40 Jahren habe ich den Bach noch nie so erlebt.» Vor zwei Tagen habe er noch mindestens doppelt so viel Wasser geführt. Wo es hin ist? Wer weiss am Ufer: Vermutlich ist das Grundwasser in den Böden um die Müsche abgesackt, sodass der Bach nicht länger auch aus den Drainagen der angrenzenden Felder gespeist wird, sondern umgekehrt der Bach an die Felder abgibt.

Helfen würde nur eines: Regen. Drei, vier Tage lang, mindestens. «Wir nehmen alles, was wir bekommen können, jedes Gewitter noch so gerne, aber das reicht nicht aus», sagt Daniel Bernet.

Es ist 11.47 Uhr. Im Tank schwimmen 293 Bachforellen, 3 Hechte und 7 Krebse. Auf zum nächsten Bach.